

Information | Satire | Kultur





Die andere Seite der Stadt.


Juli 2003

 EDITORIAL Seite 2

 KULTURKAMPF Seite 3

 GEGEN WELT Seite 8

 ÜBERLAND Seite 14

 TAGEBUCH Seite 20

 AUTOREN / KONTAKT Seite 25

PotZdamerinnen, PotZdamer!

Sehen Sie: Was lange währt, wird gut. Weil Sie uns im nächsten Monat entbehren müssen (Jährliches Anti-Aging am Comer See!) und wir Sie gewohnt gehaltvoll über die sommerliche Brache retten wollen, genießen Sie diese Ausgabe.

Freuen Sie sich jetzt schon auf den Herbst! Warum? Nun – PotZdam will ganz neue Wege gehen. Bis nach Berlin.

Merke:

Fehlt mir PotZdam im August,
fängt die Sonne meinen Frust.

Die Redaktion

Solidarpakt Musikfestspiele

Sprühsahne und Pommes Schranke

Von M. Gänsel

Alles war wie die Route von einem Schiffskapitän mit einem Zahnrädchenmeilenmesser geplant, und pünktlich wie drei Lotsen am Passagierdampfer vorm Hamburger Hafen tauchten wir eine halbe Stunde vor Beginn des großen Abschlusskonzerts der Musikfestspiele Sanssouci nicht vor selbigem, sondern vorm Neuen Palais auf. Es hatten außer uns noch etwa zweihundert andere die Idee gehabt, sich zahlungsumgehend hinter den roten Bändchen an allem – der Musik, dem Himmel, dem ganzen Ambiente – gütlich zu tun: Als hätte die ganze verdammte Veranstaltung in der Zeitung gestanden oder wäre ungebührlich beworben worden! Was sie unzweifelhaft tat und wurde.

Oh, wie gern würde ich behaupten, der Abend wäre ein unvergesslicher, die Musik eine wunderbare, das Ganze ein erhabenes Schauspiel gewesen! Ich bin überzeugt, dass sich alles genau so abgespielt hat, allein: Wir gestrandeten Deckenlieger durften nur Bruchstücke des Gesamteindrucks unseren Empfindungen gönnen. Wie gern hätten wir unsere kleinen Seelen mit anhaltendem Kunstgenuss überschwemmt! Doch immer wieder störte etwas die Völlerei unserer hungrigen Sinne, und man kann es ruhig einmal sagen: Es war das Volk.

Wenn sich anfangs die gute alte Tschibo-Picknick-Decke noch als Lächel- und Wink-Attacken provozierendes gemeines Merkmal entpuppt hatte, verkam die Verbrüde- und Verschwesterung über den Abend zum alle Geduld überfordernden Akt. Ich weiß nicht, ob Sie schon einmal mit einer größeren Anzahl an Menschengruppen, von denen jede eine Decke in der Hand hat, einen Platz auf einer Wiese suchen mussten, die die einzige Wiese weit und breit war. Es ist ein ungeschriebenes – obwohl ich darauf, auf das „ungeschrieben“, nicht wetten möchte – Gesetz, seine Decke in gehörigem Abstand zum Nachbarn zu platzieren. Dies nun heißt, ein eventuelles Ausstrecken der Beine zu ermöglichen, ohne mit den Füßen im Kirschtütchen der angrenzenden Deckengesellschaft zu landen. Ich würde sagen, es muss soviel Platz sein, dass ein Kind (Gott soll schützen!) einmal um die Decke herum laufen kann ohne irgendwo anzuecken. Allein dieses Gesetz wurde mehrfach missachtet, sodass manchem das Kirschtütchen mit der Hand erreichbar gewesen wäre, gäbe es nicht eine natürliche schamhafte Grenze bei allen Erdenkindern.

Ich habe das mit dem Kind gerade so daher gesagt: In der Tat beglückten uns mehrere dieser Engel auf Erden durch ihre Anwesenheit. Nun müssen Kinder nicht per se ein Problem sein, wie wir unlängst bei einer ähnlichen Veranstaltung zu Füßen der Orangerie bemerken durften: Dort wurde zwar auch gerannt und gejagt, versteckt und gefunden. Alles fand jedoch in einem Flüstertone statt, den die gottgerechten Eltern der Kleinen wohl postuliert hatten. Nicht so hier, beim Volksfest am Neuen Palais: Lautes Herumstolpern in längst nicht erlernter Sprache, quengeliges Quietschen angesichts einer nahenden Mücke, ja bei euphorischer, lauter Musik gar der Versuch mitzusingen – es war ein Elend. Keine elterliche Hand fuhr dazwischen, stattdessen verlegte man sich auf beifallheischendes Herumgucken und herzhaftes Haarewuscheln der Frucht seiner Lenden.

Es muss während der schönsten russischen Opernarien gewesen sein, die von einem furiosen Chor und einem aus ebenso vielen Könnern bestehenden Orchester in unsere Gemüter gedrängt wurden, als auf einer Decke in Richtung Nord-Nordwest mit großem Hallo Erdbeertorte verteilt wurde. Die Gesellschaft bestand aus wohl sechs bis sieben Leuten aller Altersschichten, doch was sich in meinen Augen anfangs als rührendes Familienerlebnis darstellte, geriet sehr schnell zum Unterfangen, das sein Misslingen bereits mehrfach in den

frühen Morgenstunden des nämlichen Tages angedeutet haben musste. Doch trotzig wurden die Erdbeertortenstückchen auf Papptellern gereicht, dumpf klapperten Plastikgäbelchen. Als sei dies nicht genug, wurde mit großer Geste – offensichtlich als Decken-deckendes Highlight – eine Sprüh-Sahne-Flasche aus dem Rucksack gekramt und triumphierend hochgehalten, daraufhin wie von Sinnen geschüttelt usw.

Doch die Natur wäre nicht die Mutter aller Dinge, der Wind nicht der Hort unseres Schicksals, wenn nicht ein Blitz dreinschläge in solcherlei Unart! Der Himmel blieb trocken, kein Tropfen nässte wohlverdient die Toren, jedoch: Eine Invasion von Juni-Käfern begab sich in der dafür bevorzugten Dämmerung des warmen Tages und über just jener Wiese auf Brautschau. Es waren ihrer nicht Heerscharen, aber es kamen unbestritten genug: Diese laut brummenden, flugunfähigen Gesellen trödelten ob ihrer ablaufenden Lebensuhr – Wir schrieben ja fast den Juli! – in halbmeterhoher Bahn über die Wiese, auf der sich vor zwei Stunden so sorgfältig niedergelassen wurde. Da hub ein Zucken und Wuppen an, da wurde gequitscht und erschrocken, da war kein aufrechtes Sitzen mehr möglich! Die Juni-Käfer, offensichtlich ihres einzigen Fortpflanzungsplatzes im gesamten Park Sanssouci beraubt, sahen gar nicht ein, die Flexibilität eines heutigen Arbeitnehmers an den Tag zu legen und sich etwa ein anderes Plätzchen zu suchen – immer wieder müssen wir staunend vor der Natur salutieren, die ganz genau weiß, was sie will. So schickte sich unsere Decke ergeben in die zwar aufregende, jedoch vollkommen ungefährliche Stunde des Schicksals und lag flach auf dem Boden, bis der Besuch vorbei war.

Inzwischen war fast die Nacht hereingebrochen und es schien mir, als könnte ich meinen Augen nicht mehr trauen: Auf einen Hinweis meiner bereits bebenden Begleitung, mich doch einmal umzudrehen, wandte ich den Kopf und starrte aus keinem halben Meter Entfernung auf einen dicken Bauch in hellblauem Hemd. Aus dessen linkem Ärmel schob sich ein kräftiger Männer-Arm, dessen Hand ein Würstchen hielt. Die Rechte des Mannes hielt eine gelbe Plastikflasche von Thomy. Sie wurde zusammengedrückt, und gelber Senf flutschte auf das Würstchen. Die Miene des Mannes war die eines Kindes, das sich am Sonntagnachmittag in einem unbeobachteten Moment in der Küche plötzlich allein mit dem bereits zusammen gerührten Kuchenteig findet.

Die Dunkelheit verdeckte weiteren Frevel und ließ uns alle recht still werden. Bei Nacht sind alle Katzen grau, und so gaben wir uns dem jetzt beginnenden Feuerwerke hin, das allemal lauter als jeder Deckennachbar war. Ein rotes Flackern verwandelte die Communs in eine James-Bond-Kulisse, blaue Pünktchen mahnten an Tiefflieger-Angriffe, aber nein: Wunderschön standen die alten Gebäude im scharfen Licht gegen den preußisch blauen Himmel, kein Nebel und Rauch konnte den glitzernden Abschluss drei besonders schöner Feuerwerkskörper schmälern. Kurz aber effektiv, und alle waren es zufrieden.

Ganz genau vermag ich es nicht mehr zu sagen, aber mir scheint doch, als hätten auf den schicken Tschibo-Picknick-Decken immer diejenigen Kandidaten gehockt, welche ihrer Umgebung nur ein Mindestmaß an Aufmerksamkeit zumuten wollten und ebenso wenig Anlass zu selbiger gaben. Doch genug der moralischen Entzweiungsversuche: Auf dem Heimweg durch den Park glimmerten wie Leuchttürme den Seefahrern die Glühwürmchen, was ihre Phosphor-Hintern hergaben. Und – sie leuchteten jedem von uns.

Wo Mozart zu Hause ist

Figaros Hochzeit auf dem Opernfestival Miskolc

Von Marco Schicker

Die Erwartungshaltung war groß, als die Prager im Sommertheater Miskolc ihren Figaro aufführten. Keine leichte Bürde, wenn man sah, wie großartig an den Tagen zuvor andere Ensembles aus nicht gerade ausgemachten Opernstätten vorgelegt hatten. Trotz aller Internationalität von Mozarts Opern vertritt jedes Gastensemble doch immer ein bisschen auch sein eigenes Land.

Wir denken daher auch gar nicht daran, die überwiegend sehr gute Leistung im Sängerschen und Spiellerschen, die geschmackvolle Gestaltung von Kostüm und Bühne und das feine Orchester sonderlich zu bewundern. Wir möchten das vom Prager Nationaltheater erwarten können. Prag, die Stadt, in der mit dem *Don Giovanni* Mozarts prächtigstes Kind geboren wurde, die Stadt, dessen Bürger sein Genie schneller erkannten als anderswo und ihn wirklich schätzten. Prag, die Stadt, in der Mozart zu Hause ist.

Es bleibt festzuhalten, dass die Leistung der Darsteller und der Regie aus der Goldenen Stadt am 19. Juni in Miskolc insgesamt silbern strahlte, mit einigen bronzenen Schattierungen, die manchmal den Eindruck rostfarben zu sein nicht ganz vermeiden konnten. Die speziellen Abstriche eines Sommertheaters sind bei dieser Bewertung durchaus mit eingeflossen. Eine an sich schon problematische Akustik wurde durch klirrende Ärgernisse des Caterings und das undisziplinierte Gequassel einiger am Aufmerksamkeitsdefizitsyndrom leidender Selbstdarsteller nicht gerade verbessert. Dennoch waren die Sänger spielfreudig und routiniert genug um ein imposantes Erlebnis traditioneller Opernregie musikalisch auszufüllen.

Wenn man den Figaro in Originalsprache aufführt, dann muss man szenischerseits unbedingt etwas klärendes mit ihm anstellen, sonst bleibt beim Publikum nur der rechtmäßige Eindruck einer Verwechslungskomödie, die sich an immer anderen Orten durch zwei Dutzend Nummern schleppt, aber irgendwie immer gleich vonstatten geht. Das Publikum ist zwar nirgends dumm, aber fast überall faul und wird ohne langwierige Vorbereitung mit den Rezitativen, die auch Wichtiges sagen, aber nie enden wollen, nicht soviel anfangen können, wenn die Regie nicht mehr Hilfen als die obligatorischen Auf- und Abgänge in die immer gleichen Seitengassen gibt. Dieses Problem konnte die Prager Inszenierung nicht lösen – wollte sie wohl auch nicht.

Zu danken ist am Ende vor allem den Solisten, die durchweg gute, teils sehr gute, manchmal fast gute Leistungen vollbrachten: Frantisek Zahradnicek (Figaro), Zdena Kloubová (Susanna), Janal Roman (Almaviva), Iveta Jirikowa (Gräfin). Einzig herausragend war Pavla Vykopalová als Cherubino, die Aufnahme beim Publikum war freundlich, jedoch nicht überschwänglich.

Fotos unter www.operafesztival.hu

© POTZDAM 2003 – Marco Schicker

Wonach Er sich zu richten hat!

Potzdamer Tagesbefehle

OTTO SCHILY!

Also wir wissen ja nicht, inwieweit Sie darauf Einfluss haben. Klar, Personalchef sind Sie nicht, aber ja irgendwie doch. Also folgendes: Hockt da so ein Jungpickel von höchstens dreißig Jahren im Regionalexpress, Anzug schön grau und Krawatte mal bisschen verrückt gelb-grau und Schuhe blitzblank. Unsereiner kann ja machen, was er will: Einmal in Mitte ummen Block gerannt – alles staubig untenrum. Na gut. Der hier ist sauber und staubfrei. Hockt da so und hat auf den Knien natürlich das Laptoptäschchen, auf selbigem natürlich einen Stapel Akten. Weil: Feierabend ist nie. Das wird Sie sicher freuen, Herr Schily. Ach so, Sie wissen ja noch gar nicht... Also der liest da so mit größerer Geste eine aufgeschlagene Akte, so ein Verteilerding, wo man vorn die Namen einschreiben kann, und wenn man sie hat, streicht man seinen aus. Kennen Sie bestimmt... Jedenfalls linst der immer so zu uns, dass wir ja nicht sehen, was er da macht. Hält den Deckel vom Verteiler oben, als würde er uns am Abschreiben hindern wollen. Die wir gar nicht auf die Idee kommen, durch sein verkrampftes Hochhalten und Rüberlinsen aber schließlich doch ziemlich aufmerksam werden. Doch plötzlich ist der Kerl mit irgendwas fertig, schließt das Mäppchen und – legt es neben sich! Mit dem Gesicht nach oben... linsen wir unsererseits natürlich umgehend... BUNDESMINISTERIUM DES INNERN. Steht über den ganzen Namen. Ja also wirklich... Sagen Sie mal, Herr Schily: So Leute machen ihre Arbeit aber gut, ja? Oder müssen es gerade so Leute sein, damit... na gut. Wir wollten das nur mal erzählt haben, dass Sie handeln können, notfalls.

Deutsche Bahn AG!

Wie gerufen kam einer deiner recht raren Servicemitarbeiter, als wir letztens mal wieder ohne Informationen am Bahnsteig Friedrichstraße standen und auf den schon reichlich verspäteten Regionalexpress gen Potsdam warteten. Forschen Schrittes eilte er die Rolltreppe hoch, auf die ratlosen Reisendengesichter zu und ... dann doch vorbei. Das Ziel war nicht der Kunde sondern ein Kasten, den deine rotbemützte Kraft öffnete, sodann mit einem kräftigen Ruck ein Plakat entfernte, zerknüllte und in den Papierkorb warf. Was auf dem Plakat zu sehen war? Eine Service-Mitarbeiterin der Bahn AG, lächelnd, mit einer roten dicken Schlagzeile über ihrem freundlichen Antlitz: „Fragen Sie!“

Weiter so!

© POTZDAM 2003

Giovanni konzertant

Die Budapester Oper mit Bruson, Gavanelli, Vassileva beim Miskolcer Opernfestival

Von Marco Schicker

Konzertante Aufführungen von ausgesprochenen Spielopern haben so ihren ganz eigenen puristischen Charme. Es kann einmal sehr erholsam sein, sich statt der oft selbstverliebten, mehr verwirrenden, als erklärenden Ergüsse so mancher Regisseurwunderlichkeiten einmal nur auf die Musik konzentrieren zu dürfen. Hoffen wir, dass sich das auch vielbeschäftigte Regisseure von Zeit zu Zeit antun, reinigende Erfahrungen vom dramatischen Selbstlauf in der Partitur eines genialen Komponisten wären der reiche Lohn.

Nun ist es dem Miskolcer Opernfestival gelungen auch noch derart vorzügliche Gäste zum *Don Giovanni* am 20. Juni heranzuschaffen, die die Titulierung *konzertant* durch ihren natürlichen Spieltrieb ganz wunderbar außer Kraft setzten und den Abend zu einem echten Höhepunkt in der Vielzahl guter Aufführungen in Ungarns Osten werden ließen.

Ein exzellent spielendes Budapester Opernorchester unter der großgestigen Leitung von Nicola Luisotti schaffte den Rahmen für die Sänger, in deren Biographien es von den Spielstätten wie *Metropolitan* und *Scala* nur so wimmelte. Nein, nicht den Rahmen schaffte das Orchester, sondern eine Barriere baute es auf. Denn irgendein ausgemachter Dummkopf stellte die Sänger ca. 12 Meter von der Rampe entfernt hinter das Orchester, was in einem akustisch wirksamen Raum funktioniert, nicht aber in einem schallwellenfliehenden offenen Verschlag, der Sommertheater geheißen.

Die routinierten Sänger bemerkten dieses Ungemach natürlich und versuchten teilweise durch gesteigertes Gebrüll die Entfernung wett zu machen. Zum Glück gibt es Sänger auf der Welt, bei denen sogar das Gebrüll schön klingt.

In der Titelrolle gastierte Renato Bruson, einer der echten Weltstars des Festivals. Er ist zwar bereits ein wenig älter als der *Komtur* (Kolos Kováts), doch stimmlicherseits war die chronologische Richtigkeit schnell wieder hergestellt. Bruson befindet sich am Ende einer großen Laufbahn, die uns unvergessliche Opernabende bescherte. Neulich erst in Budapest als Germont in der *Traviata* – also in seinem Verdi-Element – war das zu hören. Der *Don Giovanni* hatte nicht ganz diese Brillanz, aber doch Ausdruckskraft und Verbindlichkeit. Es war eine Freude einen großen Theatermann nochmals so unmittelbar erleben zu können. Paolo Gavanelli hingegen steht im Zenit seines Könnens. Mit dem Selbstbewusstsein des Könners rührte, hauchte, sprach, sang und spielte er den *Leporello*, seine Paraderolle, und fand noch genug Energie die anderen Solisten zum Mitspielen zu motivieren. Neben der großartigen Svetla Vassileva aus Bulgarien, die ganz zu Recht noch in diesem Jahr ihr Met-Debüt ansteuert, konnte sich die ebenso junge Ungarin Eszter Wierdl als Zerlina prächtig behaupten, was mit leichten Abstrichen auch für die Armenierin Karine Babaian zu gelten hat. Kolos Kováts, einst auch international, nun überwiegend in Ungarn gefeierter Bass, hatte wahrlich zu kämpfen einen glaubwürdigen *Komtur* zu singen. Ihm liegt mehr das Charakterfach, und über seine einst große Stimme und seine Erscheinung legen sich Anzeichen von Schwäche, von denen wir hoffen, dass keine ernstere Diagnose dahinter stecken mag. Der *Don Ottavio* sang mit sehr feinem Tenor, so fein, dass wir uns ihn in einen Knabenchor wünschten, sollte er nicht bald einmal seine Bruststimme gebrauchen. Der *Masetto* des Herrn Vatchkov war ausgezeichnet und sehr aufmerksam in Spiel und Gesang. Das Publikum war zurecht begeistert und feierte seine Stars ausgiebig.

© POTZDAM 2003 – Marco Schicker

„Spaß an Sprachen“

Das ASSIMIL-Kauderwelsch

Von Mathias Deinert

Es ist mir bei der Suche nach einem geeigneten Norwegisch-Lehrbuch ein Broschürchen in die Hände gefallen, das ein dummschönes Zeitdokument zu sein scheint: Der „Spaß-an-Sprachen“-Produktkatalog! Das Heft selber ist nicht weiter spannend: Es bietet vor allem Lernkurse auf CD und CD-ROM für gefragte Sprachen der Neuzeit – und zwischendrin immer wieder Doppelseiten, auf denen die sogenannte ASSIMIL-Methode angepriesen wird.

J.P. Vandenhende, Geschäftsführer des Sprachverlags, will in der Broschüre nicht bloß sein Angebot vorstellen, sondern auch, wie er schreibt, „viele allgemeine Tipps zum Thema Sprachenlernen“ geben. Er selbst ist von der ASSIMIL-Methode derart überzeugt gewesen, dass er irgendwann gar den ASSIMIL-Verlag leiten durfte – so liest man in Vandenhendes Vorwort. „Schnell machte es mir Spaß, und ich war überrascht, als ich einige Monate später merkte, dass ich ohne größere Anstrengungen in der Lage war, mein erstes kleines Gespräch mit Deutschen in ihrer Muttersprache zu führen“. Diese Sprache „ohne Anstrengungen“ des Herrn Vandenhende ist einen Blick wert.

Er erklärt eingangs, unsere Muttersprache hätten wir uns nicht etwa erworben, erlernt, angenommen, angeeignet, nein! Wir haben sie „ganz progressiv entdeckt“. Wir wurden täglich mit ihr „konfrontiert“ und haben angefangen sie zu „interpretieren“, so worddrechselt Vandenhende. Wir hätten Zeit gebraucht, sie „korrekt“ zu sprechen, hätten uns bald „ganz ohne Komplexe“ an viele „komplexe Formulierungen“ gewagt. Außerdem hätten wir als Kind „eine Phase der passiven Assimilierung“ durchlaufen. Spätestens hier schwant uns, dass ihm (Vandenhende) dazumal gar kein Deutsch, sondern schablonenhaftes Allerwelts-Kauderwelsch gelehrt wurde.

Genießen wir ihn weiter: „Alle sieben Lektionen wird eine kurze Bilanz gezogen“ – „Sie werden aufgefordert, den Originaltext zu rekonstruieren“ – „Sie werden feststellen, dass Sie viel effizienter lernen“ – „Doch auch die passive Phase ist interessant“ – „Sie führen die authentische Fremdsprache“ – „Schließlich werden sie assimiliert“ – „Aussprache ganz progressiv trainieren“ – „Jetzt können Sie noch progressiver lernen“ – „Die Hiragana- und Katakana-Tabellen sind selbstverständlich mit integriert“ – „Die Übungen sind in allen Büchern identisch“ – „inklusive Aussprache: garantiert das Überleben“ ... Ist das noch Sprache lebender Menschen?

Außerdem verbreitet der Sprachmeister grobe Irrtümer. Er behauptet: „Die Satzstellung im Italienischen scheint im Vergleich zur Ordnung der deutschen Sprache etwas launenhaft zu sein“ – und er meint damit scheinbar die Wortstellung, also die Stellung IM Satz. Dabei ist ja gerade das Deutsche dafür bekannt, eine freie Wortstellung zu haben, die denkbedingt ist. Er rät auch zukünftigen Machos: „Der sicherste Weg, das Herz der ItalienerInnen zu erobern, ist, sie in ihrer Sprache anzusprechen ... [es] werden sich Ihnen mit nur wenigen Wörtern viele Türen öffnen.“

Am liebsten spricht Vandenhende übers Englische. Er meint: „Englisch ist eine praxisnahe Sprache“ – und allein Vandenhende wird wissen, was er uns damit sagen wollte. Dann nennt er die Sprache in den USA (wie es ja viele tun) „Amerikanisch“ – und weiß nicht, dass man dort aber Englisch spricht, allenfalls amerikanisches Englisch. So wie man auch in Brasilien z.B. nicht Brasilianisch spricht, sondern Portugiesisch.

Und wie man in Libyen nicht Libysch spricht, sondern Arabisch.

Aber Vandenhende weiß sogar noch mehr zu fabeln, nämlich „Niederländisch gehört wie Deutsch und Englisch zur Gruppe der angelsächsischen Sprachen“ ... Wie lacht jeder Sprachkundige!

Kurz vor Schluss erleidet J.P. Vandenhende wieder pennälernde Krampfanfälle: „ASSIMIL ist weltweit präsent und unsere Kollegen in anderen Ländern sind auch fleißig... Um die internationale Liste zu erhalten, kontaktieren Sie uns einfach.“ Ich glaube, Vandenhendes Sprache ist einfach ein Gewäsch aus internationalen Wörtern: Um so etwas leidlich zu verstehen, muss man keine Fremdsprachen lernen.

Die ASSIMIL-Methode – Herrn Vandenhende abgeschaut – ist die: viel quatschen, Inhalt egal, Hauptsache plappern, und immer schön Küchenlatein und Apothekengriechisch einstreuen. So weiß zwar jeder nur annäherungsweise, was man sagen will, aber diese „faszinierende Methode funktioniert“ um aus „normalen Menschen Sprachtalente“ zu machen. Skå !!

Vgl. ASSIMIL: Spaß an Sprachen. Produktkatalog 2003.

Tipp dazu: <http://www.assimil.de>

© POTZDAM 2003 – Mathias Deinert

| GEGEN WELT |

Neon.

Die grelle Breitseite

Von Diana Stübs

Ich komme aus Mecklenburg, wo man dem Montag an sich von jeher skeptisch gegenübersteht: An diesem Tag – da ist man sich einig – erledigt man nichts wesentliches, bleibt man am besten im Bett. Und doch: Bis vor ungefähr einem Jahr sorgte „jetzt“, das Jugendmagazin der Süddeutschen Zeitung, dafür, dass „der Montag seinen Schrecken verliert“, dass er einen Sinn bekam. Dann kam der Montag, an dem die letzte Ausgabe erschien – wir hatten es ja immer gewusst... Ein Montag eben! Wir waren alle sehr traurig, verlachten mit Galgenhumor die Weiterexistenz des Golfermagazins; alles, was mir blieb, war eine blaue Ikea-Box, in der meine Lieblingshefte lagen.

Und dann das: Vor einigen Wochen fand ich in der Lokalzeitung, der meine Eltern vertrauen, eine kurze Mitteilung, dass keine Neuauflage, aber doch eine Fortführung unter dem Motto „Eigentlich sollten wir erwachsen werden.“, geplant sei. Ich fieberte dem Erscheinungsdatum entgegen wie ein Fußballfan dem Bundesligastart. Schon dieses Motto überzeugte mich, denn es machte genau das aus, was auch die „jetzt“ für mich bedeutet hatte: ein unbestimmtes, nicht einzuordnendes Gefühl machte sich in Kopf und Bauch breit – und dann kam der Montag, und gab der Sache einen Namen. Dieses „Ja, genau!“-Gefühl war sein Geist, man fühlte sich erkannt. Genau wie jetzt.

Meine Begeisterung wurde angekratzt wie der Lack eines neuen Autos durch einen feindlichen Schlüssel, als ich den Titel erfuhr: NEON. Aber die Innenausstattung würde deshalb ja nicht weniger anspruchsvoll sein, da war ich sicher. Und dann kam er, der Tag, an dem das erste Heft erscheinen sollte. Früh im Pressezentrum, irrte ich um die Stapel. Wo würden die forschen Kioskfrauen ein neues Magazin einordnen? Keine Ahnung, also fragen.

Die Dame, die das Geld für die Bild-Zeitungen einsammelte, zuckte mit den Schultern. Doch da sah ich es auch schon, neben dem „Spiegel“, und ich griff zu, natürlich.

Doch schon beim Imgehendrinblättern erleidet meine Freude einen gewissen Schwächeanfall. „Die 100 wichtigsten jungen Deutschen?“ Gute Frage, doch mich enttäuscht schon, dass sie SO gestellt wird und vor dieser hitlist kein Appell à la „Das sind unsere, ihr habt eure“ steht und sie sich doch irgendwie der Verbindlichkeit rühmt. Macht ja nix, schließlich sind wir ja selber groß und denken uns das schon. Doch dann das: Es sind tatsächlich die Leute dabei, die man a) erwartet, b) befürchtet c) auch in jedem anderen Magazin, wegen dessen Existenz man die „jetzt“ noch viel mehr vermisste, hätte lesen können. Julia Hummer, die Sportis und Judith Hermann. Ich sacke innerlich zusammen. Von der „jetzt“ hätte man gedacht, dass sie einen unbekanntes, unverdrossenen Zivi rühmt oder aber einen jungen Zugbegleiter, der sich die Beschwerden der Fahrgäste tagtäglich anhört und grundsätzlich auch bereit wäre, einer Zugentführung ein Ende zu bereiten. Oder auch eine unbekanntes Berliner Band, die in einem Jahr dann zu Tode gehypt wird. Wir haben es ja schon damals gewusst. Und jetzt das! Sogar Jana Hensel wird für ihr milchschnittendünnes Buch gerühmt. Schlimm. Von der „jetzt“ hätte man...(Ich höre ja schon auf. Aber was ist mit Jana Simon? Die hat sich beim Ossibuchschreiben sogar was gedacht.)

Ich erhole mich nach einer Weile, macht ja nix, das Heft hat noch viele bunte Seiten. Apropos bunt. Und viel. Die ganzen Bilder irritieren mich auch. Man kennt das von anderen Magazinen – dort sind immer viele Fotos zum Briefumschlagdrausbasteln drin und das ist oft auch das beste dran. Aber eben: von anderen. Ich entschliefse mich, es als Zugabe zu nehmen: der Briefumschlag zur Katharsis. Und lese weiter.

Ich hätte es nicht tun sollen. Man liest schlimmere Dinge wie „ Und es wird mein erster Sommer in Berlin, das allein reicht schon“ (S. 12), „Dabei ist der Zustand meines Kühlschranks nur eine Metapher für mein Leben“ (S. 69) oder „ als würde ich Scherben streicheln“ (weiß ich nicht mehr). Und man fragt sich, ob man so was überhaupt noch lesen will. Vor zwei, drei Jahren hätte sich vielleicht noch ein „Joa, so isses“ im Hinterkopf breitgemacht, aber seitdem ist viel passiert und diese Seiten müssen sich an dem Maßstab, den sie gesetzt haben, messen lassen. Ich habe erwartet, dass sie Fragen stellen, die neu und unverschämt und gut sind und Antworten geben, die genauso sind, dabei lässig und ein paar „zerbrechliche und trotzdem aufregende Berlinmädchen- und jungs“-Klischees verlachend. Unbestimmten Gefühlen einen Namen gebend. Und manchmal ist er auch noch da, dieser Geist. Für Feststellungen wie unter „Stimmt auch“ (S. 28 „Das Penny-Klopapier heißt „Happy- End“) haben wir die „jetzt“ immer geliebt.

Und wenn man es sich ganz fest einredet, dann bekommt man auch die Enttäuschung weggequatscht, die sich nun in so ziemlich jedem Körperteil festgesetzt hat. So, wie man ein neu aufgelegtes Ostprodukt isst, die Augen zumacht und gedanklich noch einmal eine rote Cordhose trägt, ein klassisches Vanille-„Leckermäulchen“ ist, sich bekleckert. Und dann macht man die Augen auf, sieht zwar Vanille-„Leckermäulchen“ aber auch rote Soße, Schokostreusel und all den Schnickschnack, den man nicht will und braucht. Und eklig süß ist es auch.

Der Raucher

Andere Welt I

Von P. Brückner

Dass unsere Welt nicht die einzig existierende ist, ist mir schon eine Weile klar. Mehrmals täglich trete ich aus meiner Haustür und stolpere in die Lebenswelt fremder oder bekannter Menschen. Meist sind diese Welten strukturiert und der eigenen so ähnlich, dass ein Agieren in ihnen selten größere Probleme bereitet. Es sind eben sozusagen befreundete Welten.

Dass es neben diesen allerdings auch Realitäten gibt, die im Normalfall strikt getrennt von unserer Welt sind, wusste ich nur durch Stephen King. Bis gestern! Aber es gibt sie. Sie liegen, abgeschottet hinter Raum- und Zeit-Barrieren, außerhalb unserer Wahrnehmungsmöglichkeiten. An manchen Orten jedoch scheint diese Barriere durch langjährigen Gebrauch so dünn, dass sie brüchig, durchlässig geworden ist. Welten, die nie zusammen existieren dürften, vermischen sich! Chaos und Unordnung entstehen.

Eine solche Bruchstelle muss in jedem Fall in Potsdam sein. Ich hatte schon früher den Verdacht, immer wieder auf Wesen aus einer anderen Welt zu treffen. Aber ich beruhigte mich, in dem ich mit einem Therapeuten an meiner Paranoia arbeitete. Umsonst. Fehlte mir nur der richtige Schlüssel um die offensichtlichen Tatsachen richtig zu interpretieren?

Seit kurzem treffe ich verstärkt auf Gegenweltwesen. Ein Zentrum ihrer Untriebe ist definitiv der Platz am Nauener Tor. Ich meide ihn inzwischen, besonders nach Einbruch der Dunkelheit. Doch manchmal gelingt mir das nicht. In diesem Fall gebe ich mich betont heiter und versuche den Ort so schnell wie möglich wieder zu verlassen. Meist geht es gut, aber gestern begegnete ich einem, der schon auf hundert Meter als Andersweltler zu erkennen war. Kopfeinziehen war angesagt, bloß keine Aufmerksamkeit erregen! Ich kann mir vorstellen, dass es wirklich schlimm wird, wenn dieses Geschöpf mich anspricht.

Mein Ducken ist nutzlos: „Ich will mal ne Kippe!“ Ich erinnere mich an die Geschichten von denen, die „nur mal eben Zigaretten holen wollten“ und auf Nimmerwiedersehen verschwanden. Mir dämmert, was ihnen zugestoßen ist.

Ich ziehe die Schultern ein und nuschle leise „Nein.“ Dabei versuche ich mich schnell zu entfernen. Nicht umdrehen! Niemals, niemals umdrehen... Das Wesen ist gerissen und weiß genau, wie es mich kriegt. „Das war jetzt aber unhöflich, oder?“ spricht es plötzlich in völlig normalem Tonfall zu mir. „Ein Irrtum!“ schießt es mir durch den Kopf. „Das ist gar kein Parallelweltmonster, sondern ein Mensch wie ich! Vielleicht hat er nur einen schlechten Tag gehabt und war deswegen eben so mies drauf?!“ Mein dämlicher Verfolgungswahn!

„Stimmt schon, war ne unhöfliche Art zu fragen.“ Ich antworte freundlich und kommunikationsbereit. Das ist falsch, noch schlimmer: Ich habe mich umgedreht und bin überdies noch stehen geblieben! Es kommt auf mich zu, Geifer rinnt aus seinen nach unten hängenden Mundwinkeln.

„NA DANN DENKEN SIE MAL DARÜBER NACH, WARUM SIE IMMER SO UNHÖFLICH SEIN MÜSSEN, SIE SCHWEIN!“

Es geht über mich hinweg, zurück in seine eigene Welt und lässt mich, wie wahrscheinlich alle seine Opfer, mit der quälenden Ungewissheit zurück, vielleicht wirklich selbst das Monster in seiner Welt zu sein.

© POTZDAM 2003 – P. Brückner

Sperrmüll

Andere Welt II

Von P. Brückner

Es ist schlimmer geworden... Habe ich die seltsamen Wesen bisher immer nur nachts getroffen, folgen sie mir nun offenbar auch im hellen Tageslicht. Noch schlimmer: Der Durchlass zur Parallelwelt scheint sich auszudehnen. Es scheint, als sei man nirgendwo mehr sicher. Ich kann das Gefühl, von mir gänzlich fremden Geschöpfen umgeben zu sein, nur noch schwer abschütteln. Es scheint, als könnten sie diese Momente erfühlen und lauerten nur darauf mich in Sorglosigkeit vorzufinden. Ich gehe deswegen fast nicht mehr aus dem Haus, aber eben hat mein im Umziehenden befindlicher Nachbar Sperrmüll direkt vor meiner Haustür platziert...

Es ist ein schönes Regal, aus Eichen- oder Buchenholz. Alt zwar, aber das mehrt nur seinen Glanz. Ich weiß genau, wo es in meiner Wohnung stehen könnte. Ob ich es wage? Was soll schon passieren, vor meiner eigenen Tür? Da kommen zwei Frauen mit Schubkarre. Ich beeile mich lieber, sonst ist das Regal weg!

Ich bin am Sperrmüll, exakt mit mir sind auch Frauen und Schubkarre angekommen. Ich besehe mir das Regal aus der Nähe – es ist unbeschädigt bis auf die Spuren, die ein kleiner Holzwurm vor Jahren hinterlassen hat. Eben will ich den Schatz bergen, als die ältere der beiden Frauen zu mir spricht:

„Wir waren aber zuerst da!“ Stünden wir vor einer Gold-Ader, hätte dieser Satz wohl eine Bedeutung, aber das hier sind Sachen, die andere weggeworfen haben...

„Aha!“ sage ich unbestimmt.

„Das gehört meiner Tochter!“ wird der Besitzanspruch unterstrichen.

„Ach so, Ihre Tochter hat das vor die Tür gestellt. Na dann...“

Die Eigentumsfrage ist für mich einen Augenblick geklärt. Dann fällt mir ein, dass mein Nachbar ein Mann und kinderlos ist – Tochter passt da nicht...

„Nein“ bestätigt die Frau. „Das ist meine Tochter.“

Sie schubst die andere Frau, jünger als sie, vor. „Sehen sie nicht, wie ähnlich wir uns sehen? Das ist doch Beweis genug? Und der gehört das hier alles!“

Mir ist alles klar, es sind SIE, aus der anderen Welt. Vor meiner eigenen Haustür. Ich kann nicht mehr!

„Wissen Sie was, ich habe das grad eben hier hergestellt, weil ich mich mal ausruhen musste. Und jetzt nehme ich mir, was meins und nicht Ihres ist!“

Ich schnappe mir drei Bretter, die an eine alte Waschmaschine gelehnt sind, und spurte zurück ins Haus. Durch die Gardine sehe ich, wie die beiden mein Regal abtransportieren.

Was mache ich nun mit den Brettern? Warum habe ich sie eigentlich genommen? Um es den beiden so richtig zu zeigen! Genau! Zu zeigen, wer die Macht hat!

Oh mein Gott, was passiert mir da? Langsam werde ich genau wie DIE!

Aber verurteilen Sie mich nicht. Sie sind vielleicht die nächsten...

© POTZDAM 2003 – P. Brückner

Es liegt was in der Luft!

Brandheiße GEWOBA-Abenteuer

Von Andreas Kellner

Es ist Sommer. Überall grünt und blüht es und nur die Vorhalle des Hauses strahlt schneeweiß, weil die Jugendcliquen einmal mehr die Feuerlöscher, die sich in jeder Etage finden, öffneten und den Löschstaub verteilen.

Gerade sitze ich daheim und rechne staunend nach, ob die Geruchsentwicklung und -dauer im Hausflur, die sich durch Herrn E.s bloße vorübergehende Gegenwart entwickelt, tatsächlich konstant zur Außentemperatur steigt. Ich will diese Frage schon als bejaht abtun, da klingelt es plötzlich Sturm. Was ist nun, denke ich noch, Besuch hatte sich doch gar nicht angekündigt! Weil auch an den leerstehenden Wohnungen geklingelt wird und die Wechselsprechanlage nicht funktioniert, gehe ich ans Flurfenster, um nachzusehen.

Vielleicht steht ja unten ein Auto, das ich kenne? Und tatsächlich! Die Straße ist gefüllt mit Löschzügen, deren Fahrer Einlass ins Haus begehren. Na gut: Denen öffne ich die Tür. Doch wo soll es denn eigentlich brennen? Wo ist das Elend, wo der Rauch, wo die hysterischen Menschen?

– Beim Einzug in dieses Haus wurde mir auf den Weg gegeben, was ich in der ersten Nacht träumte, das würde sich irgendwann auch erfüllen. Nun: Schlafen konnte ich in der ersten Nacht sowieso nicht, weil die Feuerwehr einen benachbarten Aufgang warnte, die Wohnungstür zu öffnen, damit der Rauch außerhalb der Wohnung bleibe. Sollte sich diese Prophezeiung jetzt verwirklichen? –

In der eigenen Etage ist es ruhig. Zum Schein: Wie sich herausstellt, brennt der Müllschacht. Und weil er in der eigenen Etage verstopft ist, brennt es nach oben weg. Hier blättert nur wegen der Hitzeentwicklung die Ölfarbe von der Wand. Endlich löst sich der Pfropf im Müllschacht, schwelend und rauchend fällt er hinab in den Keller. Damit steht nun endlich das gesamte Haus im Rauch. Löschwasser zeichnet Spuren im Ruß auf der Wand, die Luft ist stickig. Leider ist es nicht damit getan, die Flurfenster weit aufzureißen und ordentlich durchzulüften: Herr E. fürchtet augenscheinlich den Zugwind.



Und so sucht sich der Smog seinen Weg unter meiner Wohnungstür hindurch und hinaus aus meinem Fenster. Doch wenn schon mein Abtreter einen schwarzen Streifen von der Zugluft trägt, wie würde sich die Luft dann auf die restliche Einrichtung auswirken? Es kann also nur eine Konsequenz geben:

Die Zugluft aus der Wohnung fernhalten!

Schnell sind mit einigen Nägeln Woldecken am Türrahmen befestigt, die noch bis zum nächsten Tag hängen sollen. Dann wird sich der Rauch gelegt haben. Bald sind die Spuren dieses Brandes nur noch in den geschwärzten Müllräumen zu erkennen. Nach wenigen Tagen liegt wieder einzig der Geruch von Herrn E. in der Luft.

© POTZDAM 2003 – Andreas Kellner – Foto: Archiv A. Kellner

„Det is Balien...“

In echt passiert!

Von M. Gänzel

Also neulich: Berlinerin und Berliner wollen abends noch los. Mit dem Rad, klar. Sie: „Is mir zu kalt.“ Er: „Quatsch, komma her, setze dich bei mir auf die Stange, wird's schon schön puschtig.“ Sie: „Na gut!“

Losgeradelt, war wirklich puschtig und ja auch gar nicht weit: Drei Straßen weiter warten Kumpels mitm Bully, rein das Rad und die Leute und raus aus der Stadt. Irre Party aufm Dorf, müssen alle hin. Aber bevor man noch da ankommen konnte, eine Straße weiter dies:

Mann liegt an Straßenbahnhaltestelle. Ganz recht: LIEGT. Daneben: Fahrrad, zum Mann gehörig. Berliner auf Rad halten an. D.h.: Er hält an, sie muss mit anhalten, ob sie will oder nicht. Aber sie findet das auch gut, wenigstens fragen kann man ja. Also:

„He, alles ok?“

“Nnningschdraßbn...”

“Hm?”

Berliner zu Berlinerin: “Der ist besoffen.”

Berlinerin: „Aber der kann hier doch nicht so liegen bleiben.“

Liegender: „NrmdschwillnachHause!“

Berlinerin: „Na bitte: Da kommt die Bahn, he Sie, steigen Sie da ein und dann los!“

Liegender: „NnnnnneeeSchwillnTaxiMitmTaxifahrnwillsch!“

Straßenbahn rauscht weiter, Berlinerin zückt ihr Handy. Hat jedoch keine Taxinummer in Speicher oder Kopf und hält also Ausschau. Unterdessen lernen sich Berliner und Liegender kennen.

„SchbinDerWolleUndDu?“

„Ähem, ich heiße ... ähem Tim.“

Berliner ist misstrauisch, von Natur aus.

„UndDieDa?“

„Ähem... das is... hm... na das is Antje.“

„AAAAAAAANTJE, kommaherhier!“

Berlinerin winkt von anderer Straßenseite, wo sie sich zum Behufe der Besorgung eines Taxis aufhält. Zwei Taxis fahren vorbei, eins hält kurz, fährt dann weiter, das vierte hält länger. Fahrer kurbelt Scheibe runter:

„Wasn los.“

„SchwillNaHauseeeee!“

„Der is besoffen. Den nehmeck nich mit.“

„SchwillNaHauuuuuuuse Alter!“

„Nüscht is.“

Berlinerin und Berliner reden auf Taxifahrer ein. Alle werden ein bisschen laut, der Betrunkene ist am lautesten. Schließlich zückt er einen Ausweis:

„HierKannsteKiekenSchbinPoooolizist! Brauchst keene Angst ham!“

„Ja klar und meine Oma is Mutta Theresa...“

„Hörma schbin escht Poooolizist hier kannste gucken hörma wenn du misch nich mitnimmst ich will deine Taxinummer und alles hömma!!“

„Mir reichts, ich ruf die Bullen.“

„Abersch BIN doch die Bullen!“

Betrunkener versucht zu erklären, dass Polizei-Ruf unschön wäre, weil: Sein Revier, hier. Deswegen mit Straßenbahn, weil Radfahren betrunken durchs eigene Revier doof. Und jetzt Polizei auch doof, sind ja seine Leute.

Taxifahrer greift zum Telefon, Berliner und Berlinerin gackern. Dreißig Sekunden später nähert sich von links und rechts je ein Einsatzwagen, sog. Wanne. Halten mit quietschenden Reifen, springen raus: Drei Männer, eine Frau. Zweiter Wagen: Drei Männer. Großes Hallo.

„Mönsch Wolle, isn los hier?“

„Machst DU denn hier, Wolle?“

„Na Wolle, is wieder so weit?“

Zwei vorbeikommende Taxen halten an und rufen ihrem Kollegen „Isn los?“ zu.

Mehrere nicht betrunkene Polizisten am Wegschmeißen, einer lauscht dem Taxifahrer mit ernstem Gesicht.

Betrunkener zwingt Polizistin die Namen von Berliner und Berlinerin aufzuschreiben. Die beiden geben vor Schreck die richtigen an. Polizisten inkl. Wolle und Fahrrad ab („Komma wir nehm dir mit, na komma her hier.“), Taxifahrer mit quietschenden Reifen dito.

Der Tag danach: Wolle steht bei Berliner und Berlinerin vor der Tür und fragt, ob sie nicht auch der Meinung wären, dass er den Taxifahrer keinesfalls BEDROHT hätte. Berliner und Berlinerin stimmen zu und werden das notfalls vor Gericht oder wo wiederholen.

Schlechtgelaunter Taxifahrer. Frage nach Taxinummer ist doch keine Drohung. Hm.

Merke: Betrunkene Polizisten, die Hilfe brauchen, immer nach ihrem Revier fragen! Notfalls zehn Meter weiter schleppen und so Beschwerden vereiteln! Wahlweise: Ungeliebte betrunkene Polizisten IN ihr Revier zerrn und größtmögliche Aufmerksamkeit auf sie ziehen! Keine Namen nennen!

Quelle & Dank: „Antje“ M. und „Tim“ S. aus B.

© POTZDAM 2003 – M. Gänse!

Toleranz!

Hin und Rück nach Wustermark

Von Kristin Silcher

Die Regionalbahn RB 21 fährt stündlich vom Bahnhof Griebnitzsee nach Wustermark und natürlich zurück. Sie wurde hauptsächlich wegen der Studies mit organisatorisch unmöglichen Fächerkombinationen (wie Politikwissenschaft und irgendeine Linguistik) erfunden, um sie sicher von G. nach G. zu transportieren. Wer in Golm des öfteren am Bahnhof aus dem Zug stieg, um etwaigen studentischen Verpflichtungen nachzugehen, wird vielleicht – wie ich – dem Zug hinterhergeschaut und sich gefragt haben: *Wo liegt Wustermark? Oder: Hat Wustermark mit seinem Bahnhof zu Recht die Funktion einer Endhaltestelle unseres RE's inne?* Diese und noch andere für den Weltenlauf wichtige Dinge sollten eines Sonntags geklärt werden. Am späten Vormittag ging's los. Nach der schon bekannten Strecke bis Golm hielt der Zug noch an zwei Bahnhöfen und fuhr an zweien vorbei. Dann sollte es soweit sein; ein geringes Maß an Aufregung, die sich nun einstellte, kann ich im Nachhinein nicht leugnen. Gesteigert wurde diese durch einen grünen, zugehohen Plastiksichtschutz links und rechts der Gleise: Wustermark machte es spannend!

Das nun beginnende Sightseeing gestaltete sich etwas schwierig, denn Wustermark hat keine sights, und wenn, wie sich herausstellen sollte, dann nur unfreiwillige:



Zum Glück gab ein Touristen(!)infoplan Auskunft, nach konzentriertem 30-sekündigem Entschlüsseln desselben war klar: Mein Weg sollte mich zum dorfeigenen Friedhof nebst Kirche führen.

Aber erst einmal wollte ich mich stärken. Auf der Suche nach einer Tasse aufmunternden Kaffees stellte ich entsetzt fest, dass alle Imbissgaststätten nur *Mo.-Fr. 7:00-17:00 Uhr* geöffnet sind. Eine der paar Fressbuden hieß doch tatsächlich TOLERANZ. Das heftig beschilderte Bistro, in dem man zu genannten Öffnungszeiten Schaschlik und Döner (Letzteres angeblich zu Preisen „wie vor 20 Jahren“ - ?!) kaufen und essen kann, wünschte übrigens auch noch „Smacznego!“, was auf polnisch(!) „Guten Appetit!“ bedeutet. Tja, was

soll man dazu sagen? Ich jedenfalls schluckte, seufzte leise: „Oje!“ und ging weiter. Der geneigte Leser sei an dieser Stelle seinen eigenen Interpretationen überlassen.



Das Pfarrhaus jedenfalls sah aus wie aus dem Bilderbuch geschnitten und aufgestellt. Die Kirche war natürlich geschlossen, der sonntägliche Gottesdienst war ca. drei Dörfer weiter. Außerdem erfuhr ich, dass ich dort ein anscheinend groß-event-mäßiges Kirchweihfest verpasste. Wahrscheinlich waren dort auch die Einheimischen, auf der Straße oder in ihren Gärten war jedenfalls kein Hundeschwanz zu erkennen. Eine Dörflerin jedoch stöberte ich beim Jäten oder Harken des Gottesackers auf, die sich aber angesichts der städtischen Besucherin vom selben machte. Vielleicht schämte sie sich einiger Dorfmitbewohner, die an den Grabsteinen ihrer Familiengräber auf diesen grünen Aufklebern erfahren können, dass sie nachlässig mit der Pflege des Gräbergrüns umgehen und sich gefälligst mal wo melden sollen.



Die einzige Person, mit der ich im Rahmen des Ausflugs sprach, war der Kellner in der einzigen geöffneten gastronomischen Einrichtung in machbarer Wandерentfernung vom Bahnhof: das *Torro Negro*, jawohl. Betrieben wird das argentinische Steakhouse (selbstverständlich) von Arabern, besagter Kellner war ein junger Mann asiatischer Abstammung, auf der Speisekarte fiel mir sofort ein dort angebotenes, mit bulgarischem(!?) Käse gefülltes Schweinesteak auf. Ach ja, und um die Ecke gab es einen (geschlossenen) Imbiss, der Döner UND asiatische Spezialitäten anpreiste.

Na, merkt ihr was? Das Dörfchen W., das sich auf den ersten Blick so bedeckt gibt, in dem, wenn Fremde die Straßen auf- und abschlendern, nicht eine Gardine von unsichtbarer Hand beiseite geschoben wird, hat es gar nicht mehr nötig, einen Laden namens *Toleranz* geöffnet zu halten. Hier wird Globalisierung gelebt! Nationalitäten leben und essen friedlich nebeneinander. Nur mit sich selbst geht der Wustermärker ins Gericht (siehe die Ermahnungen auf dem Friedhof); aber sonst: Eine kleine, offene Weltengemeinschaft hat

sich auf kleinem Raum zusammengefunden. Ist das nicht schön?

Besänftigt stieg ich am frühen Nachmittag wieder in den Zug und fuhr zurück in die Landeshauptstadt. Meine Furcht vor dem Ausländer hassenden, brandenburgischen Dörfler wurde mir genommen.

Weiter so, ihr Dörfer, Gemeinden und Ortsteile im Havelland!

© POTZDAM 2003 – Kristin Silcher – Fotos: Archiv K. Silcher

| ÜBERLAND |

Wonach Er sich zu richten hat!

PotZdamer Tagesbefehle

HOMO-, HETERO-, BI-, TRANS- UND A-SEXUELLE!

Sicher habt ihr es auch gehört / gelesen. Nun rennt was neues durch die Gegend, d.h. es IST natürlich nicht wirklich neu, aber es gibt einen neuen Namen: Der metrosexuelle Mann ist geboren. Beckham gehört dazu, Cary Grant und Humphrey Bogart ebenso – George Clooney zum Metrosexuellen zu erklären hat sich noch keiner getraut. Aber vielleicht IST der ja auch keiner, weil er seine femininen Seiten nicht ungehemmt auslebt, ohne dabei ein Fitzelchen Sicherheit bzgl. der eigenen stock-heterosexuellen Befindlichkeit einzubüßen. Beckham kann das: Fingernägel anmalen, Röcke tragen, für Schwuppen-Magazine posieren und bei all dem „auf klassisch heterosexuelle Weise männlich“ (Tagesspiegel 26.06.03) wirken. Wer das kann und männlich ist, wird ab jetzt als Metrosexueller bezeichnet. Dass das mal klar ist, Homo-, Hetero-, Bi-, Trans- und A-Sexuelle!

Wie das mit den Frauen ist, die Fingernägel knabbern, Hosen tragen und für Lesben-Magazine schreiben, wissen wir nicht. Die sind auf gar keinen Fall Metrosexuelle. Eher irgendwie so ein Stück weit unweiblich, würden wir mal tippen. Kampf-Emanzen, Mann-Weiber, eher so in die Richtung. Oder kennt jemand eine, die super aussieht, total erfolgreich ist, ihre männlichen Seiten (Bier-Trinken, Fußball-Gucken, Auto-Waschen und Unterhemd-Tragen) auslebt und trotzdem auf „klassisch heterosexuelle Weise weiblich“ wirkt? Zuschriften bitte an PotZdam! Wir sind scharf auf die erste Metrosexuelle!

Ach und: Deutsche Bahn AG!

Wir sind jerührt: Kaum war die letzte PotZdam-Nummer online, kaum hatten wir einen investigativen Vorstoß bei einem deiner Mitarbeiter gewagt („Kannick Ihnen nisch sagen, rufense am besten die ßörwiss-Hottlein an.“), kaum war das Thema „Falsche Ansage am Bahnhof Charlottenburg“ auf dem Tisch – hast du es geändert! Ehe wir dreimal „Redaktionsschluss“ sagen konnten, war mit der Ansage im Regionalexpress alles in bester Butter! Potzblitz, Deutsche Bahn! Ausfahrt aus Wannsee, rasante Näherung Bahnhof Berlin-Charlottenburg, ca. ein Minütchen VOR Erreichen desselben: „Wir erreichen jetzt den Bahnhof Berlin-Charlottenburg.“ Geht doch!

Test: Herr Mehdorn soll nicht mehr Bahn-Chef sein. Na ja. Ist nur'n Versuch...

Bauarbeiter der Lindenstraße!

Wir wissen ja, dass es eine Plackerei ist, Tag für Tag um 7 Uhr den Rüttler anzuschmeißen und doofe alte Steine in die Strasse zu kloppen, nervige Anwohnerfahrräder umzusetzen und nur im Dixi-Klo pinkeln gehen zu können. Da verpasst man auch schon mal den ersten geplanten und auf dem Bauschild verkündeten Fertigstellungstermin im November, und auch nach der Winterpause kann der zweite, hastig drübergepappte Termin nicht gehalten werden. Aber ausgerechnet am Morgen des 17. Juni (sic!) das Bauschild aus dem Boden zu reißen und wegzutragen... Das finden selbst wir etwas zu ironisch.

Und nun endlich fertig werden!

© POTZDAM 2003

| ÜBERLAND |

LeserInnenTagebuch

2. Juli

Von Christina L., Laborantin, Berlin-Weißensee

Heute war wieder Spermi-Tag, ist schon immer niedlich, wie die da so auflaufen. Die Kerle. Verschämt die Hände in den Taschen, die eine Hand vor Verlegenheit zur Faust geballt, in der anderen den Überweisungsschein, den sie dann total verknautscht aus der Tasche holen. Die kommen ja immer erst, nachdem es heißt „Also bei MIR ist alles in Ordnung!“ Das sagt dann die Frau, die ein Kind mit einem will. Also kommen die ja und wissen schon, dass es höchstwahrscheinlich an ihnen liegt. D.h., es ist so fuffzich-fuffzich, also unsere Ergebnisse jetzt. Manchmal soll es ja einfach nicht klappen, und hat man auch schon oft gehört, dass dann, wenn der Druck weg ist und sie quasi aufgegeben haben, dass das dann plötzlich wird mit dem Kind.

Ich bin ja dann immer ganz betont normal und freundlich, ich mein ich muss die ja dann in die Kabine führen und alles. Total steril da, weiße Kacheln, und dann sollen die da... ich hab mal Zeitungen gekauft, Porno usw., und die da ausgelegt – die waren ganz schnell weg, na und so dicke hab ich es auch nicht, dass ich neue gekauft habe. Müssen sie eben sehen, wie sie klarkommen da. Das muss man sich mal vorstellen, da IST man schon so nett und bietet denen irgendwie was an – und dann klauen die das. Blöde. Sollen wir die Zeitungen schön sicher an die Kette legen oder wie.

Lustige Gesellen gibts aber auch unter den Spermis. Also so nennen wir die Männer, aber unter den RICHTIGEN Spermien gibt es auch allerlei schräge Gestalten: Welche mit verkümmerten Schwänzchen, welche mit einem Riesenkopf, mit Auswüchsen am Kopf, mit ZWEI Köpfen, mit geknickten Schwänzchen. Die sind mir die liebsten: Die schwimmen immer im Kreis, hihi... Ist schon doof, ich meine, dass ich als Frau dann da stehe. Das ist denen natürlich allen total peinlich, an sich jetzt schon, ist ja total privat. Ich fänds gut, wenn das ein Mann machen würde, zumindest für die Spermis. Wir sind aber so viele Frauen im Labor, da ist das schwierig. Aber ich könnte mir das super vorstellen: So einer mit kariertem Hemd, Jeans vielleicht, so ein Kumpeltyp. Kittel muss der auch tragen, aber das ist dann schon irgendwie anders, denk ich. Wenn die kommen und da steht so ein Kerl, mit dem sie auch mal n Witz machen können. ICH kann ja keine Witzchen machen, wenn ich da anfangen von wegen „Na nu rütteln Se und schütteln Se mal schön“... Da kann ich auch gleich fragen, wie oft die hintereinander können. Und die meisten sind ja um die dreißig, im besten Familiengründeralter, die sind mit ihrer Potenz ja eh tierisch am Kämpfen immer. Schon komisch, aber immer, wenn Spermi-Tag ist, denk ich so lange darüber nach.

© POTZDAM 2003 – M. Gänzel

Ich und Wuschel

Mutter, Vater, Kind

Von M. Gänsel

Ich bin total gerne am Meer, Mama und ich fahren jedes Jahr und immer hierher! Kühlungsborn kenn ich total gut und der Bäcker kennt mich auch schon und guckt immer, wie viel ich gewachsen bin! Vom letzten Jahr zu diesem bin ich nur zwei Zentimeter gewachsen, aber der Bäcker hat gesagt, das wird noch und ich werde bestimmt größer als Mama. Mama lacht darüber nur und sagt immer „Wart’s ab!“

Das Doofe an unserm Urlaub ist nur immer, dass wir Tante Hedwig immer treffen müssen. Sie kommt extra wegen uns aus ihrem Kloster ans Meer gefahren. Tante Hedwig ist nämlich Nonne und ich muss besonders nett zu ihr sein, weil Mama sagt, dass Nonnen ganz selten Kontakt zu 8-jährigen Jungen haben. Und dass die dann ein bisschen Angst hat vor mir, die Tante Hedwig, ob ich sie leiden kann und so. „Christopher, sei höflich!“ Wenn Mama was ernst meint, sagt sie Christopher und nicht Chrissie. Kann ich ja, höflich sein, aber wenn alle Nonnen so leicht weinen... Tante Hedwig sieht mich und fängt an zu weinen, so sieht’s aus. Die Haare will sie mir auch immer kämmen, aber ich hab total strubblige Haare und hier am Meer sind sie total durcheinander. Aber echt: Ich sag Guten Tag und so weiter und dann schenkt sie mir meistens was und dann schwups, wieder heult sie. Manchmal versucht sie das zu unterdrücken, aber das kenne ich von Lilly, die schafft das auch nie. Jungs können das, ich geh zum Weinen immer in den Wald.

Am Meer muss ich nie weinen, weil es da so schön ist. Diesmal hab ich sogar meinen eigenen Hund! Der kam zuhause einfach so angelaufen und hat sich vor mich hingelegt, Mama hat auch gleich gesagt „Na, das ist wohl dein neuer Freund!“ Der ist total süß und holt Stöckchen und spielt die ganze Zeit mit mir, der kann auch vom Wasser nicht genug bekommen! Das ist echt ein Riesenjux mit dem, ich bin sooo froh! Macht mir nicht mal was aus, dass ich Tante Hedwig so oft drücken muss. Die riecht ein bisschen. Mein Hund knurrt dann immer, weil der mich versteht.

Heute hab ich den Hund getauft, mit Meerwasser und allem! Er heißt jetzt Wuschel und ist mein persönlicher Beschützer! Mama freut sich, dass ich sie in Ruhe lasse, aber heute kam ja auch Tante Hedwig, da muss sie ja auch erzählen. Aber wenn sie sich mit Tante Hedwig unterhält, kichern sie beide immer total viel und es ist gar nicht so, wie wenn ich mich mit Mama unterhalte. Da wird sie schnell wütend und sagt, dass ich sowieso nichts verstehe. Diesmal ist die Stimmung komisch, irgendwie so ernst und die beiden tuscheln immer. Mir ist das egal, ich hab ja Wuschel. Aber die gucken Wuschel auch immer so komisch an und Wuschel hat vorhin auch gesagt, dass die was gegen ihn haben, die Frauen. Und wirklich, das stimmt! Immer gucken sie so misstrauisch, einmal schiebt Tante Hedwig den Hund so komisch von mir weg und Mama wirft das Stöckchen immer ins Meer, dabei schwimmt Wuschel nicht so gerne. Wir plantschen lieber vorne...

Dauernd ärgern die uns, das ist echt doof. Ich hab Mama gefragt, was ist, aber: „Nichts ist!“ Sie sah ganz wütend aus... Na und dann hat Wuschel Tante Hedwig gebissen, das musste ja passieren! So ein Pech, aber ich kann Wuschel verstehen... Es ist nur komisch, dass der gar nicht mehr loslassen wollte, ich musste den richtig wegreißen da von der Wade von Tante Hedwig. Das gab einen Ärger! Alle schrieen und riefen, nur Wuschel nicht. Ich hab dann doch ein bisschen geweint, gleich da am Wasser, weil der Wald so weit weg war... Zur Strafe musste ich für mich und Mama und Tante Hedwig Eis holen, ohne Wuschel! Der wollte mit mir mit, der geht ja immer dahin, wo ich hingehe, das ist ja ein total Lieber. Aber

nix da, Mama war sehr böse wegen dem Biss an Tante Hedwigs Wade. Dabei war fast nichts zu sehen! Bestimmt hat Mama Angst gehabt, dass Wuschel mich auch beißt, dabei weiß ich doch, dass der das nie tun würde!

Als ich am Eisstand warte, gibt es ein Riesengeschrei von unserm Platz am Strand, ich seh aber nichts, wegen der Dünen. Und jetzt wird mir auf einmal total schwindlig...

© POTZDAM 2003 – M. Gänsel

| TAGEBUCH |

Beichtstuhl des Grauens

Mutter, Vater, Kind

Von Mathias Deinert

Ach Vater, ich habe schwer gesündigt. Ich werde wohl nie in die himmlische Herrlichkeit einkehren, wenn ich nicht all meine begangenen Sünden vor Ihnen ablege – und darum bitte ich Sie, Hochwürden, mir die Beichte abzunehmen. Sind Sie bereit? Alles will ich Ihnen so getreu wie möglich erzählen, schildern, beichten, abbitten. Wo fang ich an? Mir schaudert noch die Haut...

Es war in Kühlungsborn... ja, Hochwürden, ich finde Kühlungsborn auch nicht sehr toll... Nun denn. Ich fuhr wie jedes Jahr nach Kühlungsborn unter dem Vorwand, die Küste nach Treibholz abzusuchen. Die Mutter Oberin war in meine finstere Vorvergangenheit eingeweiht, und sie deckte mich, damit es unter den Mitschwestern kein Gerede gebe. In Wahrheit traf ich mich alljährlich mit einer Frau, die... meinen Jungen aufzog: ach, die Frucht einer unseligen Verbindung. Was für eine Verbindung? O bitte, Hochwürden, lassen Sie mich nicht die Gespenster von damals... nein, ich... ich... Sie haben Recht. Ich will all meine Sünden bekennen. Also in Gottes Namen denn!

Ich hab eine schändliche Zeit im Kloster hinter mir. Vor Jahren noch, da war ich nicht die standhafte, strenge, zuchtvolle, stille Schwester, wie sie jetzt vor Ihnen sitzt. Ich war damals des Schleiers nicht würdig. Mich trieben Gier und Laster. Ganz dunkle Stunden hatte ich. Manchmal wachte ich schwitzend und bebend vor Lust nachts auf und litt unter schlimmer Anfechtung, die mich durch die nächtlichen Gänge trieb – und die nach einem Opfer schrie.

Wir hatten damals einen Kastellan. Er war noch nicht lang im Kloster, war an die kargen Strohaufschüttungen anstelle eines Bettes nicht gewöhnt und darum nachts oft schlaflos. Das wusste meine Gier. Sie fiel ihn an. Bitte, Hochwürden! Mir graut, muss ich noch tiefer in den Morast meiner finsternen Jahre hinabtauchen! Lassen Sie mich... lassen Sie mich die eigentliche Sünde beichten. Danke, Vater.

Ich traf mich nun am Strand zu Kühlungsborn mit jener Frau. Ich kannte sie aus meiner Zeit als Novizin. Ihr Schoß war jungfräulich geblieben, und so gab ihr Mutter Oberin das Kind, nachdem es meinem Leib entbunden, ja entrissen war. Als sei mit jenem Kinde auch die Sünde von mir gewichen, so dünkte mir damals. Wie dem nun sei. Dies' Jahr zum Strand kamen Kind und Pflegemutter nicht allein...

Mir fröstelte, als ich ihn sah: Ein Pudel, zottig, schwarz und frech. Eine Lefze hatte er bis über die Zähne gezogen; so sah es aus, als grinse der borstige Köter wie ein Faun. Immerzu. Ganz widerwärtig! Ich konnte nicht mal meinen Jungen umhalsen, weil sich das kläffende Ding stets zwischen uns drängte. Als ich dann Fotos meiner Romreise zeigen wollte, biss mir der schwarze Teufel in die Wade! Oooh, ich kannte diesen Biss, Hochwürden! Nur einer hatte mir in meinem Leben so gier und toll und lustdurchloht ins

Fleisch gebissen... Habe ich vorhin erwähnt, dass man den Kastellan zerrissen um den Ziegenstall im Kloster fand? Wir wissen spätestens seit der Päpstin Johanna und der spanischen Inquisition, dass es den Teufel im Menschenleib gibt! – Aber was erzähle ich gerade IHNEN das, Hochwürden!

Ich bedeutete meiner Freundin Barbara mit Blicken, dass wir es hier mit einem gefährlichem Gefäß des Teufels zu tun hatten. Ihr stockte der Atem. Nun wussten zwar wir beide, was zu tun war – aber wie den Jungen und den Hund auseinanderbringen? Christopher, so sein Name, juxte und tollte ja mit ihm wie mit einem Freund.

Ich wusste Rat: Ich löste meinen Gürtel. Auch Barbara nahm die Hundeleine aus der Tasche und legte sie zu einer Schlinge zusammen. Der Hund hielt inne, schien uns aus den Augenwinkeln zu beobachten. Er knurrte. Dieser Satan! Ein kalter Wind zauste meine Haube.

Als sich gefährliche Stille in der Runde breit machte, hörten wir ein paar hundert Meter weiter die Glocke eines Eisverkäufers schellen. „Eis, biiitte! Schooko, Nille, Fruuucht!“ Und dann gebot Barbara dem Jungen, uns dreien Eis holen zu gehen. Er fragte nicht lange und hüpfte lachend davon. Den Pudeldämon drängte es zu Christopher, wimmernd – doch mein Gürtel machte seine teuflischen Pläne zunichte.

O Vater... Die Kehlen fauchen, quieken, wenn der Satan ausfährt... dann warfen wir das befreite Fellknäuel rasch ins Meer.

Als Chrissie wiederkam und als das nass-schwarze Fell noch ein paar Mal gegen meine Knöchel schlug, erzählten wir ihm einfach, das sei ein Handtuch, das irgendwelche Fremde hier ins Wasser geworfen hätten. Und der Hund... ja, der Hund sei davongelaufen. Daraufhin lachte der Junge wie irr. Naja, Kinder sind wunderbarlich in diesem Alter. Barbara und ich jedenfalls atmeten auf.

Ich wollte – weil der Junge einen Schrei gehört und darum kein Eis gebracht hatte – uns alle nun mit einer Erfrischung belohnen, und so stapfte ich durch den heißen Sand hinüber zum Eismann, der gelangweilt über seiner Theke lehnte. Doch nein, Hochwürden! Wie erschrak ich, als Blut aus dessen Nase tropfte. Kein Puls mehr... Und kein Eis... Aus meiner Kehle schrie es jäh. Dann riss ich meinen Kopf zurück zu Christopher – nein! Was sahen meine Augen? Er biss wie wildgeworden seiner Pflegemutter in die Wade. Ach, und ihr Blick! Ihr Blick verriet mir manches!! Mir zitterten die Knie.

Und dann begann es still zu regnen...

Hochwürden?

Hochwürden... warum lachen Sie wie irr?

© POTSDAM 2003 – Mathias Deinert

Hundeleben

Mutter, Vater, Kind

Von P. Brückner

Ich hasse die Ostsee! Und ganz besonders hasse ich dieses Kaff. Ich war in Rom, in Moskau, in New York, eigentlich war ich schon überall, da ist Kühlungsborn als Wirkungsstätte schon mehr als frustrierend. Eigentlich verstehe ich nicht, warum ich diesen ganzen Quatsch mitmache. Wofür?

Nun gut – da ist Christopher. Von seiner Mutter Chrissie genannt. Dämlicher Name, verdient er aber. Mich ruft er Wuschel. Man muss sich das einmal auf der Zunge zergehen lassen, ich, der schon Luzifer, Jazariel, Blutschink oder doch wenigstens Es genannt wurde, springe nun, wenn ein 8-jähriger Junge ein Stöckchen in die Wellen wirft und „Wuschel hols!“ kräht. Manch einer denkt bestimmt „armer Teufel“, dem ist eigentlich nichts hinzu zu fügen. Ein Pudel muss ich sein, wegen Goethe. Für die dämliche Frage nach „des Pudels Kern“ brät der sogenannte Dichtersturz zwar im 6. Höllenkreis, gibt dort aber laut keifend einem gewissen Dante die Schuld daran. Ein ständiger Radau, der jedem Teufel den Aufenthalt in der Unterwelt verleidet. Eigentlich war ich ganz froh mal wieder im Außendienst auf Seelenfang zu gehen.

Chrissies Mutter den Braten in die Röhre zu schieben war zwar leicht, aber irgendwie auch entwürdigend. Früher konnte man jede Jungfrau mit einem Auftritt als grüner Jäger oder roter Metzger rumkriegen. Darauf steht Ihre Jungfernschaft heute ganz und gar nicht mehr. Ohnehin ist es nicht einfach in diesen Breiten intakte Virginität aufzuspüren, am sichersten liegt man da auf jeden Fall im Nonnenkloster, und eine dort zu besetzende Hausmeisterstelle ist eine Gelegenheit die man ergreifen muss.

Es hat drei Wochen gekostet mich an Chrissies Mutter ran zu machen. Das lag wohl an den unvermeidlichen Latzhosen. Zuerst war sie keusch wie Britney Spears es gerne wäre – aber ich sehe nun mal höllisch gut aus und meine glühenden Blicke haben noch alle Frauenschänkel geöffnet. Ehrlich, das ist nicht gelogen!

Alles hätte gut werden können. Hedwig hätte sich mit der Frucht meiner Lenden vom Glockenturm gestürzt und ihre Seelen wären mir zugefallen. Zwei Punkte auf der „Mitarbeiter-des-Monats“-Liste! Aber nein – ihre ach so nächstenliebende Mitschwester Barbara hat das Balg aus dem Kloster gebracht und mimt jetzt die alleinerziehende, aber tugendhafte Mutter, während Hedwig, wie ich gerüchteweise höre, demnächst sogar die Leitung des Konvents übernehmen soll.

In meinen, wie eigentlich in allen Geschäften, gilt die Devise: Dranbleiben. Barbara mochte den Pudel zwar nicht, der eines Tages vor der Tür saß und mitleidsheischend winselte, aber Chrissie schloss mich sofort ins Herz und taufte mich auf den Namen – reden wir von anderen Dingen.

Eigentlich muss ich jetzt nur noch warten. Und diese Strandgänge über mich ergehen lassen, die einzig deshalb stattfinden, damit Hedwig das Wachsen und Erblühen ihres Christophers verfolgen kann. „Tante Hedwig“ nennt er sie, der Trottel. Manchmal möchte ich ihm im Schlaf die Wahrheit ins Ohr flüstern, aber man darf nichts übereilen.

Da hinten kommt das Flittchen aus den Dünen. Wie immer, wenn sie mich ansieht, fühle ich die Schauer, die ihren jetzt nicht mehr ganz jungen Körper durchzucken. Ihr Fleisch kann diese Nacht vor acht Jahren nicht vergessen und doch ahnt es gleichzeitig, wer ihr damals einen Orgasmus nach dem anderen bescherte. Sie ist gewissermaßen explodiert, als ich sie

ganz zum Schluss in die Schulter biss. Das ist echt wahr und nicht gelogen! Ich weiß, dass es gefährlich ist, aber zu sehen wie Hedwig gleichzeitig vor Wollust und Unbehagen erschauert ist zu verführerisch. Die wird schon nichts merken und Barbara erst recht nicht...

Sie tuscheln allerdings die ganze Zeit miteinander und ich könnte schwören, dass sie mich immerzu anstarren. Nicht dass sie auf meinen Kern gekommen sind – oh, jetzt sag ich das auch schon – scheiß Goethe. Sie wollen Chrissie von mir fernhalten, aber ich bin natürlich immer da. Springe nach Stöckchen, dass es eine Freude ist, und hechle um meinen Sohn herum. Ich bin der freundlichste Hund, den man sich vorstellen kann.

Jetzt wollen sie Christopher schon wieder wegziehen, aber mein Gebiss ist ein wenig überproportioniert – für einen Pudel. Schließlich wird ja wohl gerade der Teufel ein wenig eitel sein dürfen. Nicht das ich es nötige hätte – aber lassen wir das. Da will doch diese Schlampe Hedwig Chrissie mit Gewalt wegziehen. Na nicht mit mir! Das blutet ganz schön, allerdings weiß diese Nutte jetzt auf jeden Fall, wer ich bin. Ich hätte sie damals nicht beißen sollen. Aber ich bin nun mal ein guter Liebhaber. Ganz im Ernst. Es hat Hedwig auch diesmal gefallen, ich weiß es genau. Hätte mich das blöde Kind nicht von ihrem Schenkel gerissen, hätten wir ewig so weitermachen können. Wie gesagt, Sex mit mir ist höllisch gut!

Jetzt tuscheln Barbara und Hedwig noch mehr. Barbara kramt in ihrer Geldbörse, gibt Chrissie zwei Euro und sagt, er soll sich ein Eis kaufen. Ich will hinterher, doch sie haben mich an die Leine gelegt. Sie wissen es! Barbara sieht mich mit triumphierendem Blick an – Hedwig hat aus ihrem Gürtel eine Schlinge gemacht, die sie um meinen Hals legt.

Ich glaube die wollen mich ermorden – DIE FLITTCHEN!

Puh ist das anstrengend – und wieder so ein eng bemessenes Gefäß. Die dämlichen Schlampen strangulieren Wuschel immer noch. Babsi hält sich sogar ein Ohr zu, weil das Vieh so quiekt. Was für ein erfreuliches Geräusch. Es erheitert mich immer wieder, wenn Gutes gewollt und Böses geschaffen wird – Mist, schon wieder Goethe. Ich könnte Dinge von dem erzählen...

Jetzt fragt mich dieser Kerl schon zum dritten Mal: „Na kleiner Mann, was soll's denn sein?“

Ich will mal sehen, was sich mit Milchzähnen so anfangen lässt...

Deine Seele soll's sein. Ich springe, reiße, labe mich. So, und jetzt sind die Weiber dran. Noch das Blut vom Mund gewischt, und ganz unschuldig guckend gehe ich über die Düne zurück. Hedwig steht am Wasser und Barbara sieht völlig fertig aus. Ich rufe melodramatisch „Wuschel! Wo bist du?“ Hedwig versucht den Hundekadaver mit ihrem Fuß unter Wasser zu drücken. Es gluckst dumpf und für einen Sekundenbruchteil sehe ich ihre nackte Wade.

Es macht mich immer noch an, wenn sie erschauert, andererseits bin ich mit ihr durch. Ich werde mich lieber um Babsi kümmern, Hedwig kann gehen. Am Eisstand wird sie wohl genug erschauern.

Babsi will jetzt unbedingt mit Chrissie kuscheln. Mir soll das recht sein... Herzhaft beiße ich zu.

Es beginnt still zu regnen.

© POTZDAM 2003 – P. Brückner

| STÄNDIGE AUTOREN |

Mathias Deinert

Jahrgang 1977, lebt, liebt und wirkt in Potsdam und Guben.

M. Gänsel

geboren 1972, kommt aus Guben und wohnt in Potsdam-West.

Markus Wicke

seit 30 Jahren Altmärker, seit 10 Jahren Potsdamer.

P. Brückner

1971 in Oschersleben (nicht Aschersleben) geboren, wohnt seit 1996 in Potsdam-West.

Siobhan Groitl

Jahrgang 1971, Bayerin, Potsdam-studiert, wohnhaft in Berlin.

Andreas Kellner

gebürtiger Uckermärker (1979 in Schwedt), seit 1998 Student in Potsdam, Redakteur beim "bernd" (Studizeitung für Potsdam).

Astrid Mathis

alt genug, um Texte zu verfassen, lebt und leidet seit 4 Jahren in Golm und Berlin.

ThiloS

Jahrgang 1966, Wessi, schön, gutaussehend, erfolgreich! Und ein Lügner. Mehr unter <http://www.hinrichtungskomitee.de>.

Marco Schicker

geb. 1971 in Berlin, lebt z.Zt. als Kritiker und freier Autor in Budapest.

Hans-Jürgen Schlicke

1956 geboren, Berliner. Hat aber im Grunde genommen nichts gegen Potsdamer.

Sandra Schramm

geboren und eine ganze Weile in Dessau gelebt; studieren gewollt, in Potsdam gelandet.

Kristin Silcher

Jahrgang 1973, Potsdam.

Diana Stübs

21, Ostseekind, ledig.

| REDAKTION |

Mathias Deinert, M. Gänsel, Markus Wicke

KONTAKT |

redaktion@potzdam.de